

Peter Esterházy auf der
Frankfurter Buchmesse

Im freien Flug durch die Jahrhunderte

Wolf Scheller

Irgendwann, bald nach 1989, wurde der Plattensee als touristische Attraktion von den Kanarischen Inseln als Fernziel abgelöst. Inzwischen haben viele Ungarn, zumindest was ihre Reise und Urlaubswünsche angeht, ihr Gleichgewicht wieder gefunden. Das gilt nicht unbedingt für ihre Literatur, deren herausragende Protagonisten wie der Nobelpreisträger Imre Kertész oder György Dalos und György Kónrad ihre Themen immer wieder in gemeinsamen Grenzerfahrungen von Faschismus und Kommunismus suchen. Sie schildern diese „Jahrzehnte wechselvoller, wiewohl eintöniger Diktaturen“ (Kertész) aus der Perspektive professioneller Melancholiker. Peter Esterházy hingegen, konservativ und katholisch, mit seinen gerade mal 54 Jahren ein Vertreter der postmodernen Schriftstellergeneration, tritt hier als Schalk auf, der sich gleichwohl auf das Kämpferische versteht – und trotzig verkündet: „Das Maß ist nicht voll. Ich bin nicht tot.“

Weltweit wurde vor vier Jahren sein Roman *Harmonia Caelestis* gefeiert, eines der großen poetischen Geschichtsbücher Mitteleuropas, das quer durch die Jahrhunderte die Chronik des Adelsgeschlechtes der Esterházy erzählt. Im Mittelpunkt des Romans, an dem der Autor zehn Jahre lang gearbeitet hat, steht die Figur von Peter Esterházys Vater Matyas, eine alle und alles überragende Respektperson, in der sich auf mehr als 900 Seiten die Geschichte Ungarns im kommunistischen Alltag nach dem Weltkrieg bündelt. Esterházy, dessen Buch als sein

Opus magnum gilt, stellt freilich nicht nur die Geschichte seiner Familie dar. *Harmonia Caelestis* ist eben auch ein epochales Werk über das katastrophenträchtige zwanzigste Jahrhundert, vergleichbar mit dem *Buch der Erinnerung* von Peter Nádas, jenem anderen Luftgeist zwischen Ironie und Trauer, den Ungarns Literatur hervorgebracht hat.

Esterházy wurde mit Preisen überhäuft, aber die eigentliche Bewährungsprobe stand ihm noch bevor. Denn kaum hatte er das Manuskript der *Harmonia Caelestis* in seinem Verlag abgeliefert, erfuhr er durch einen Anruf jener Behörde, die in Ungarn das „Historische Amt“ genannt wird, dass sein „Vaterbild“ doch dringende Korrekturen erforderte. Denn in diesem „Historischen Amt“, vergleichbar etwa der Birthler/Gauck-Behörde, führt man die Akten über Mitarbeiter des früheren Geheimdienstes – eben auch die Akte des früheren Spitzels Matyas Esterházy. Das literarische Denkmal, das der Sohn dem angebeten Vater errichtet hatte, drohte einzustürzen. Peter Esterházy erkannte unschwer die Handschrift seines Vaters in den Spitzelberichten, die man ihm in die Hand drückte, Berichte, die der Vater zwischen 1957 und 1980 verfasst hatte. Für den Sohn stürzte eine Welt zusammen angesichts dieser ungeheuerlichen Wahrheit: Der verehrte Vater war über Jahrzehnte ein akkurate Spitzel der kommunistischen Staatssicherheit. Wut, Schmerz, Verachtung – die erste verständliche Reaktion, denn der erste Satz der *Harmonia*

Auf der Frankfurter Buchmesse 2001 stellte Peter Esterházy sein Buch „Harmonia Caelestis“ vor.
Für die literarische Begleitung des Umbruches in Osteuropa erhält der ungarische Schriftsteller
in diesem Jahr den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

© dpa, Foto: Erwin Elsner



Caelestis lautet: „Es ist elend schwer zu lügen, wenn man die Wahrheit nicht kennt.“ Aber ist es nicht noch elender schwer, nicht zu lügen, wenn man unerwartet die ganze Wahrheit erfährt? Für den Sohn wird nach dieser Entdeckung zur Gewissheit, dass er sich aus dieser sehr privaten, inzwischen aber auch öffentlich gewordenen Katastrophe nur retten kann, wenn er diese schmerzhafte Erfahrung zu einem Werk formt. Denn jetzt trauerte er auch um seinen Vater – im Roman hatte er sämtliche männliche Esterházys als „mein Vater“ tituliert. Das neue Material aus dem „Historischen Amt“ musste als eine Art Nachschrift zur Familiengeschichte aufgearbeitet werden, zu einer „Verbesserten Ausgabe“.

Gegen das Vergessen

Auf keiner der 280 Seiten dieses neuen Buches sprach Peter Esterházy seinen Va-

ter frei. „Mein Vater hat sich beschmutzt. Sollen wir diese Schande abwaschen? Die Schande kann man nicht abwaschen. Mein Vater, mein lieber Vater hat sich schändlich verhalten.“ Und: „Er verriet uns, sich selbst, seine Familie, seine Heimat.“ Peter Esterházy hat sich damit der in manchen Ländern des ehemaligen Ostblocks grassierenden Krankheit einer allzu gnädigen Spitzelabsolution verweigert: „Ich arbeite gegen das Vergessen an. Ich will nicht, dass Papis Angelegenheit vergessen, sondern dass sie vermerkt wird. Ich will auch keine Verzeihung ... Sondern was sonst? Nun ... dass das Ganze irgendwie sichtbar wird. Dass es so ist, wie es ist, und es hat sich herausgestellt, dass es so ist.“ Es ist dies genau eine Revision der *Harmonia Caelestis*, wo die kommunistische Diktatur Kádárs noch eher idyllische Züge trägt, nun aber in der nachgetragenen Edition schon deutlich zur Gummizelle mutiert. Für dieses ja-

nusköpfige Doppelwerk, das sowohl Anpassung als auch Resistenz unter den Bedingungen des ungarischen Gulasch-kommunismus in all seinen Brechungen schildert, wird Peter Esterházy auf der Frankfurter Buchmesse den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels entgegennehmen. Der Börsenverein würdigt damit auch das Bemühen des Autors, in seiner „Verbesserten Ausgabe“ die „Last der Verantwortung“ auf sich zu nehmen, „die Verstrickungen und die prototypische Schuld der Menschen des geschichtsmächtigen alten Kontinentes in gedächtnisfähige Bilder und Gestalten“ zu verwandeln.

Eine metaphysische Dimension

Warum aber diese Aneignung von Schuld und Schande stellvertretend für den längst verstorbenen Vater? Peter Esterházy, in einem Dorf nahe Budapest geboren, hat das kirchliche Piaristen-gymnasium in der Hauptstadt absolviert, er ist katholisch erzogen worden – und man kann sich vorstellen, dass insbesondere der Verrat für ihn eine metaphysische Dimension hat. Er muss diesen Verrat ablehnen, er kann ihn nicht entschuldigen, weil er an die Freiheit des Willens glaubt. So ist ihm ein universales Verständnis der Menschenrechte zuge-wachsen, das der studierte Mathematiker auch in einer universalen Sprache auszudrücken versucht. Sein Stil ist der einer „postmodernen Ironie“, die am katholischen wie am jüdischen Witz ge-schult zu sein scheint. In drei Jahrzehn-ten hat sich Esterházy mit der Veröffent-lichung von Erzählungen und Romanen seinen Platz in der europäischen Litera-tur erobert. Texte, die Notwehr und Übermut, Treue und Verantwortungs-losigkeit, Anekdoten von Liederlichkeit und Krieg zu überraschender Offen-ba-rung verbinden. Manchmal, sagt Ester-házy, kämme er sich diese Geschichten einfach aus den Locken – wie etwa jene

Anekdoten, dass bei Kafkas Lesungen die Zuhörer sich vor Lachen gebogen hätten, Kafka aber vorweg gelacht habe. So einer ist auch Peter Esterházy, ein Vorweg-lacher, der vom alten Baum des mittel-europäischen Witzes die reifen Früchte pflückt. Vielleicht war dies die einzige Methode, um sich im kommunistischen Ungarn den affirmativen ästhetischen Doktrinen des Systems zu verweigern, die Flucht in freche Grotesken, mit denen er die Absurditäten des realsozialisti-schen Alltages reflektierte. So wurde Esterházy zum Star der jungen dissiden-tischen Literaturszene in Ungarn, etwa mit den frühen Erzählungen, mit der *Kleinen ungarischen Pornographie* von 1985 oder dem zehn Jahre davor erschienenen Novellenband *Francsisko es Pinta*, der vor zwei Jahren auch in Deutschland veröf-fentlicht wurde. Esterházy gelingt es da-bi immer wieder, die Realitätssplitter seinen eigenen Zwecken folgend hin und her zu schieben. „Wer haftet für die Sicherheit der Lady“, „Die Hilfsverben des Herzens“, „Das Buch Hrabals“ oder „Donau abwärts“ – das sind Geschich-ten, die häufig aus Episoden und Stim-mungsbildern zusammengesetzt sind, Geschichten, in denen eine ganze Gene-ration ihre Sprache neu entdeckt hat. Nicht von ungefähr gilt Esterházys Be-wunderung dem Tschechen Bohumil Hrabal, bekanntlich auch er ein Pendler zwischen Ironie und Trauer.

Ist dieser bedeutende Wortkünstler aus Budapest nun eine „moralische In-stanz“ – oder doch vor allem ein Mittler im literarischen Ost-West-Dialog? Er ist ein Schalk, höflich, skeptisch mit einem feinen Sinn für Spott, der vor ein paar Jahren auf die quälenden deutschen Debatten zur Leitkultur mit einem Plä-doyer für die „Leidkultur“ reagierte: „Was wir mit Gewissheit über das 21. Jahrhundert wissen: Es ist das Jahrhun-dert, in dem die Überlebenden des Holo-caust sterben.“